



EVANGELISCH-LUTHERISCHE DOM-GEMEINDE
Vikarin Carolin Lilienthal

Predigt über Lukas 17, 7-10
12. Februar 2017

Der heutige Predigttext steht im Lukasevangelium.

Wer unter euch hat einen Knecht, der pflügt oder das Vieh weidet, und sagt ihm, wenn der vom Feld heimkommt: Komm gleich her und setz dich zu Tisch? Wird er nicht vielmehr zu ihm sagen: Bereite mir das Abendessen, schürze dich und diene mir, bis ich gegessen und getrunken habe; und danach sollst du essen und trinken? Dankt er etwa dem Knecht, dass er getan hat, was befohlen war? So auch ihr! Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren.

Liebe Gemeinde, dieser Predigttext macht es mir bei erster Betrachtung schwer. Das Bild, das vom Knecht gezeichnet wird, empfinde ich als so untypisch für das, was Jesus sonst über die Schwächsten der Gesellschaft sagt. Das Lukasevangelium gilt ja als das Evangelium der Armen. Die frohe Botschaft gilt den Schwachen und Kranken. Immer wieder lesen wir Geschichten, in denen gerade die Menschen, die am Rande der Gesellschaft stehen, die Zuwendung Gottes erfahren. Jesus durchbricht bekannte Grenzen und wendet sich gegen allgemein gültige Maxime. Er sieht die Menschen an. So wie sie sind, in ihrer jeweiligen Situation. Gott gibt einem jeden, was er braucht. So wie es Matthäus über die Arbeiter im Weinberg erzählt. Wir haben es in der Lesung gerade gehört. Gott tut eben nicht das, was wir Menschen in der Regel erwarten und zunächst als gerecht empfinden. Er sieht das große Ganze und fordert uns immer wieder auf, aufeinander Acht zu geben und das, was wirklich wichtig ist, zu erkennen. Gott ist ein verbindender und barmherziger Gott.

Und nun hören wir den Predigttext, in dem Jesus eine Situation beschreibt, in der der Herr und der Knecht an zwei unterschiedlichen Tischen sitzen. So wie es sich zu dieser Zeit eben gehörte. Und doch ist es verwunderlich, denn gerade Jesus bittet alle Menschen an einen Tisch - die Söldner und die Sünder. Dann, am Ende des Textes hören wir, diese Knechte, das sind wir- wir, die glauben. Vor Gott sind wir wie ein

Knecht. Als unnütz sollen wir uns gar betiteln. Nun sind wir in der untertänigen und fremdbestimmten Situation. Ein Perspektivwechsel hat stattgefunden. Vor uns breitet Jesus den schwer zu verstehenden Sachverhalt aus, so ist es mit uns und Gott. Gott ist der Herr und wir sind die unnützen Knechte und Mägde. Im griechischen Urtext ist es sogar noch schärfer formuliert. Dort steht das Wort δούλος. Δούλος wird mit dem Wort Sklave übersetzt. Martin Luther hat in seiner Übersetzung das Wort Knecht ausgewählt. Damit hat er die ursprüngliche Intention des Textes auf eine etwas andere Ebene gerückt. Sie ist in ihrer Eindeutigkeit der Standesunterschiede und Radikalität abgemildert. Denn ein Knecht ist immer noch frei. Ein Sklave hingegen ist Eigentum und nicht frei. An diesem Beispiel kann man gut erkennen, dass Übersetzungen auch immer gefärbt sind von der eigenen Lebenswirklichkeit. Der Text ist in diese hinein so verstanden und übersetzt. Denn Sklaverei war zur Zeit der Entstehung des Lukasevangeliums allgemein akzeptierter und fester, ja normaler Bestandteil der römischen Gesellschaft. Im Grunde kein Anlass sich aufzuregen. Jesus beschreibt uns als Sklavinnen und Sklaven Gottes. Dies zu verschweigen, ginge gegen den ursprünglichen Wortlaut. Und im theologischen Studium lernt man: Im Zweifel gilt der Textschutz.

Umso entschiedener wehre ich mich heute gegen diesen Status. Wir sind keine Sklavinnen und Sklaven Gottes. Dies ist doch eine sehr einfache Vorstellung von der Über- bzw. Unterordnung im Verhältnis Gott und Mensch. Das Welt- und Gesellschaftsbild einer bestimmten zeitlichen Epoche – weder die des Frühchristentums, weder die Luthers, noch meine - vermag es, das Verhältnis zu einem ewigen Gott zu beschreiben und schon gar nicht zu erklären.

Letztlich glaube ich aber, dass wir frei sind in unserem Glauben und vielmehr frei durch diesen Glauben. Durch ihn sind wir in eine andere Wirklichkeit gerückt und unserem Leben ist eine besondere, auf Gott hin ausgerichtete Bedeutung gegeben. Das geschieht in der Liebe Gottes zu den Menschen und der Liebe der Menschen zu Gott hin. Mit Gott an einem Tisch zu sitzen, warum denn nicht? Gott macht uns nicht klein, er entwertet uns nicht. Wir sind nach seinem Ebenbild geschaffen.

Als Kinder Gottes sind wir durch Jesus Christus gegenüber gesellschaftlichen Konventionen und Regeln in ein neues Licht gerückt. Wir können uns denen in der Regel nicht entziehen, aber durch den Glauben an ihn werden Standesgrenzen

aufgehoben. Seine frohe Botschaft ist universell und allumfassend. Jesus Christus selbst spricht so oft von einem barmherzigen und gütigen Gott. Dort ist nichts zu erkennen von einem Sklavenhalter. Es geht um den Glauben an ihn, der Grenzen und Trennung überwindet. Viele Glieder in einem Leib. Ein jeder ist frei durch den Glauben, so wie er ist. So spricht Paulus : **Da ist weder Jude noch Grieche, da ist weder Sklave noch Freier, da ist nicht Mann und Frau.** Und weiter : **Denn ihr seid alle eins in Christus Jesus.**

Aber Gott, er tut in dieser Geschichte eben nicht das, was wir uns wünschen und überdies ja auch erwarten. Er spricht:

Dankt er etwa dem Knecht, dass er getan hat, was befohlen war?

Wer möchte in einer Gesellschaft leben, in der die gegenseitige Wertschätzung fehlt? Wenn für die Arbeit oder den Dienst kein Dank und keine Anerkennung entgegengebracht wird. Das lässt uns Menschen doch freudlos werden und emotional verkümmern. Wir sind traurig, wenn wir uns für etwas einsetzen und keinen Dank erfahren. Oft sind wir angetrieben um der Sache selbst willen. Sei es, wenn wir einen Dienst verrichten, uns ehrenamtlich engagieren oder etwas für andere tun. Da wissen wir, hier werden wir gebraucht, hier können wir mit unseren Fähigkeiten dem Guten dienen. Aber ich glaube, dass diese Bedürftigkeit nach Vergewisserung und Anerkennung zutiefst menschlich ist. Stellen wir uns einmal vor, wie es wäre, wenn wir davon frei wären. Wenn uns gute Worte nicht wichtig wären. Das wiederum kann doch nicht gut sein. Wir brauchen ein Gegenüber, das uns und unseren Dienst anerkennt. Das uns in unserer Bedürftigkeit annimmt. Auch das zu erkennen ist demütig.

Weiter geht heißt es im Predigttext:

Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren.

Vor Gott ist kein Mensch unnützlich. Gott versieht den Menschen mit einer besonderen Würde. Das Verhältnis von Gott und Mensch ist ein Beziehungsgeschehen. Es ist nicht einseitig in eine Richtung ausgelegt, als starres und bedingungsloses Dienen. Gott ist für den menschlichen Geist nicht zu fassen, er übertrifft all unsere Vorstellung. Das ist das, was uns von ihm grundlegend unterscheidet. Und gerade nicht so, wie es einen Untergebenen von seinem Herrn trennt. Der Mensch braucht ein Gegenüber, Kraft,

Trost, guten und heiligen Geist, der verbindet. Ich glaube daran, dass aus dieser Antwort Gottes heraus der Mensch die Stärke und Entschlossenheit schöpft, was befohlen ist, oder anders gesagt, was sich aus seinem christlichen Selbstverständnis heraus begründet zu tun imstande ist. Aber gerade nicht aus einer auf Macht ausgerichteten Abhängigkeit heraus. Sondern vielmehr durch göttliche Zuwendung motiviert und durch den Glauben an die frohe Botschaft in die Freiheit gestellt. Und trotzdem bleiben wir angewiesen auf Gottes Zuwendung an uns. Aber das ist weder ein Zeichen von Schwäche noch von Untauglichkeit. Der Glaube macht uns stark. So wie Gott auch auf uns angewiesen ist, die wir aus seinem göttlichen Willen heraus am Reich Gottes mitarbeiten und in der Haltung unserer christlichen Verantwortung dieses verkündigen. Glaube braucht Menschen, die ihn bezeugen, ihn leben und von ihm erzählen. Das tun wir als die, die wir sind mit dem was ein jeder von uns kann. Wenn wir Gott so dienen, dienen wir letztlich auch uns selbst. Vor diesem Hintergrund bemisst sich die göttliche Gnade gerade nicht nach menschlichem Ermessen. Sie orientiert sich nicht an dem vermeintlich Stärksten und Leistungsfähigsten. Gott ist uns gnädig. In all unserem Menschsein. Einem jeden auf seine eigene Weise. So wie mit den Arbeitern im Weinberg. Jeder bekommt, was er zum Leben braucht.

Aus dieser existenziellen Erfahrung heraus sprechen wir mit den Worten, die Jesus uns anträgt. Und trotzdem, liebe Gemeinde, komme ich nicht umhin, sie zu übersetzen: **Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht:** *Gott, wir sind dir nicht ebenbürtig; aber wir haben getan, wie es unserem Gewissen als Christinnen und Christen entspricht.*

Gott stellt uns in die Freiheit des Glaubens. Mit unserem Leben tun wir ihm einen Dienst. Wir brauchen ihn. Und ich glaube, Gott braucht uns auch.

Amen